

Unserem heutigen Sonntagsevangelium unmittelbar voraus geht ein Schockerlebnis für die Jünger Jesu: Da kam ein frommer, gesetzestreuer Mann zu Jesus mit der Frage, was er „Gutes tun“ müsse, um das ewige Leben zu gewinnen. Als Jesus ihn aufforderte, seinen ganzen Besitz zu verkaufen, an die Armen zu verteilen und ihm dann nachzufolgen, ging dieser „traurig weg, denn er hatte ein großes Vermögen“. Seinen völlig verdutzten Jüngern erklärte er danach: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“ Und dann heißt es da: „Als die Jünger das hörten, gerieten sie ganz außer sich vor Schrecken...“ (19,16-30)

Das, was dieses Entsetzen der Jünger ausgelöst hat, das war das Erleben, wie die ganz normale, irdische Welt und die Welt Gottes in Form des Reiches Gottes aufeinanderprallen. Das sind zwei grundverschiedene Welten, die absolut nicht zusammenpassen und deshalb eine klare Entscheidung erzwingen. Doch weil dies alles andere als leicht zu verstehen, geschweige denn zu verkraften ist, hat der Evangelist als Verständnishilfe ein Gleichnis Jesu angefügt: unser heutiges Evangelium. Der Auslöser für dieses Gleichnis, dieses Erschrecken der Jünger, ist deshalb ein hilfreicher Zugang zu unserem heutigen Gleichnis.

Denn hier konstruiert Jesus ganz gezielt einen frontalen Zusammenstoß dieser beiden Welten. Das ist einmal die Welt des Reiches Gottes; er beginnt ja mit der Einleitung: „Mit dem Himmelreich ist es wie...“ (V1) In diesem Reich, indem das Privateigentum deutlich an Bedeutung verliert, hängt z.B. auch die Entlohnung nicht mehr ab von der faktischen Leistung, sondern davon, dass jeder das tut, was ihm möglich ist; die Voraussetzungen sind ja oft sehr unterschiedlich. Doch dieses „außerirdische“ Entlohnungsprinzip stößt sich an dem Gerechtigkeitsempfinden der irdischen Welt. Denn da ist es nun mal ungerecht, wenn jemand, dem nur eine Stunde zu arbeiten möglich war, den selben Lohn erhält wie einer, der den ganzen Tag geschuftet hat. Das Verhalten des Gutsbesitzers muss also Protest auslösen.

Und Jesus provoziert diesen Protest ganz bewusst, indem er den Verwalter anweisen lässt, bei der Auszahlung des Lohnes mit denen zu beginnen, die nur einer Stunde gearbeitet haben, sodass alle anderen dies auch ja mitbekommen. Jesus legt ausdrücklich Wert auf diese Kollision.

Mit dem durchaus verständlichen Protest der Arbeiter, die die „ganze Last und Hitze des Tages“ ertragen haben, greift Jesus sehr behutsam die Schwierigkeiten seiner Jünger auf. Denn dasselbe Unverständnis, das diese bei seiner Forderung an den jungen Mann und dann vor allem auch mit seiner Äußerung über den Reichtum erkennen ließen, dasselbe Unverständnis lassen auch diese Arbeiter in der Geschichte erkennen.

Deshalb geht Jesus jetzt noch etwas tiefer. Er lässt hier auch etwas davon erkennen, wie es zu diesem Konflikt kommt.

Seine Jünger sind „Kinder dieser Welt“. Als solche haben sie die Logik dieser Welt verinnerlicht und reagieren ganz selbstverständlich danach. Und aus dieser Optik ist es einfach ungerecht, wenn in diesem Gleichnis alle Arbeiter denselben Lohn erhalten. Doch dabei spielt fast unbemerkt ein interessanter Vorgang eine entscheidende Rolle: Das Primäre, das Bestimmende ist die Logik dieser Welt. Alles Christliche, die Verkündigung Jesu kommt deshalb nur insofern zum Zug, als sie in diese primäre Welt hineinpasst.

Die Entstehung des Reiches Gottes verlangt aber das exakte Gegenteil. Hier ist das Primäre die Verkündigung Jesu, und die Logik dieser Welt kommt nur insofern zum Tragen, als sie in das Reich Gottes hineinpasst. Und das ist etwas grundlegend anderes.

Das kann man sich auch leicht bildhaft vorstellen: Entweder fließt das Reich Gottes wie Wasser in diese Welt hinein und durchtränkt sie immer mehr, oder die Logik dieser Welt fließt in das Evangelium und fängt an, die Verkündigung Jesu immer mehr zu verwässern, bis sie schließlich problemlos hineinpasst.

Nun hat aber Wasser die Eigenschaft, immer von oben nach unten zu fließen. Das bedeutet, dass in dem einen Fall der Glaube und damit Gott unangefochten an oberster Stelle steht und so alles andere bestimmt; oder umgekehrt: dass eben diese irdische Welt das Oberste und Bestimmende ist, das dann aber den Glauben in seiner Substanz so verändert, dass es verfälscht wird.

Das Fatale daran ist, dass beide Formen oft auf weite Strecken sich täuschend ähnlich sehen, vor allem dann, wenn der Blick nur auf Details, auf einzelne Teilbereiche gerichtet wird. Das führt zu großen Irritationen. Denn ein Glaube, der den Gesetzmäßigkeiten dieser Welt untergeordnet ist, der kann unter Umständen sehr fromm aussehen, ist aber in Wirklichkeit nur eine hohle Attrappe. Und diese Form des Glaubens ist gar nicht so selten, auch nicht in der Kirche. Erkennbar ist er oft daran, dass die Verkündigung Jesu nur selektiv wahrgenommen und dann als Argumentationshilfe für die je eigenen Ideen benutzt wird, während Störendes konsequent ignoriert und unterschlagen wird.

Im Extremfall entsteht aus dieser Form des Glaubens genau dieser „christliche Faschismus“, wie er zurzeit in den USA und sicher sehr bald auch bei uns sein Unwesen treibt.

Dieses Gleichnis Jesu nennt jetzt aber auch eine Sicherung gegen einen solchen Missbrauch. Fast unbemerkt hat Jesus hier nämlich auch die entscheidenden Koordinaten zurechtgerückt, wenn er den Gutsbesitzer sagen lässt: „Darf ich mit dem, was mir gehört, nicht machen, was ich will?“ (V 15) Das ist unüberhörbar die Erinnerung an ein Fundament, ohne das es gar kein Christentum geben kann: Gott ist in diesem Gleichnis der „Gutsbesitzer“, er ist der Eigentümer.

Damit wird hier nicht nur daran erinnert, wem was tatsächlich gehört – ein Faktum, das oft schnell vergessen wird. Für alle, die in diesem Weinberg arbeiten gilt deshalb auch, dass sein Wort, nämlich das Wort des Eigentümers – und zwar das ganze, nicht nur eine private Auswahl – absolut verbindlich ist.